

31. IV. 1918

92

(Rucksackdullen.) Wenn man sich auch vorgenommen hatte, während der Feiertage daheim zu bleiben und die so begründeten Ermahnungen hinsichtlich der Verkehrsschwierigkeiten zu befolgen — es half nichts. Mit magnetischer Kraft lockten Sonnenglanz und Maiengrün. Sollte man wieder zwischen Häusern und Sorgen, zwischen Geschäften und Kaffeekautschiken dieiben? Sollte man gar nicht merken, daß es Frühling ist? Ein echt österreicherisches: „Ach was, es wird schon gehen!“, Rucksack, Proviant, heißer Tee oder kalter Wein im Thermophor, vielleicht sogar Suppe oder Kriegskaffee, und man machte sich auf den Weg. Nicht zur Bahn, davor war man doch bange, denn man hatte das fürchterliche Drängen und Stoßen, die schlechte Waggonluft und den Kampf um den Platz noch von zunder festlichen Sonntagen her im Gedächtnisse, über Stadtbahn oder Straßenbahn, das wird nicht so schlimm sein. Und es gelang! Bald war man draußen im Wiener Wald, inmitten von Vogelgezwitscher und jubelndem Grün. Wie die Erde duftet, wie lieblosend, wie löslich nervenberuhigend man die Stille fühlt! Je tiefer man in den Wald kommt, um so lieber wandert man. Es ist, als ob man die eigene Schwere erst überwinden müßte, als ob es gälte, die Glieder von dem Krost zu befreien, den sie in langen Wintermonaten des Schweißschlafs angefest haben. Man freut sich jedes Blümchens, die freilich recht spärlich sind im westlichen Wiener Wald. Und wenn man sich müde gelassen hat, dann sucht man sich auf sonniger Wiese seinen Futterplatz. Nur ein Teil der Frühlingssommuler kehrt in Wirtschaften ein, obgleich sie fast alle für die Feiertage nach Kräften vorgesorgt hatten und man neben Schweinsbraten, Gulasch und Schöpfsernen, nebst Salat und Erdäpfeln sogar Bier, allerdings eher verheißungsvoll als gut, auf den Tischen stehen sah. Die Mehrzahl der lustdürstenden Städter hatte sich unabhängig gemacht und trug die Wegzehrung nach der so modern gewordenen alten Wanderburschenart bei sich. Auf zahllosen Gängen gewahrte man die sonnenfeligen Rucksackmenschen, einzelne Spaziergänger oder ganze Familien. Die Kinder barfuß, um sich abzuwachen, die Männer, auch Offiziere und Soldaten, mit geöffneten Köcken und Hemden, um sich von der Sonne bräunen zu lassen. Frauen, damit beschäftigt, Wurst- oder Siptaverbrote für ihre Angehörigen herzurichten und Tee einzuschenten. Fast alle Rucksäcke sind auf diese Freiluftmahlzeiten eingerichtet. Nicht nur mit Feldflaschen, Trinkbechern und Thermophoren, sondern auch mit gut verschließbaren Schachteln aus Aluminium oder Weißblech, mit Feldbestecken, Klappmessern und was dieser praktischen Utensilien mehr sind. Mit unentregt offenen Mäulchen harren die Kinder der Abung, und überall hört man das begehrliche „Noch, bitte noch...“, für das die eine Mutter ein verstehendes Nicken, die andre einen jener traurigen Blicke hat, die man dort,

wo es weder Geld noch „Beziehungen“ gibt, jetzt so häufig sieht. Kein Wunder, wenn diese Frauen — es sind aber nicht nur sie — zu den üppig gepackten Rucksäcken anderer Tafelnder hinübersehen, wo es harte Eier, eine Dose mit Butter, Radieschen und kaltes Fleisch, Käse, Salami, Quärteln und allerlei Kuchen gibt. Ist der Rucksack geleert, so wird er als Korbpolster benutzt. Die Männer zünden ihre Zigarre oder Peise an und richten sich für ein „Schlafen“ zurecht, den Frauen gelingt es nicht, der Kleinen wegen, zur Ruhe zu kommen. Erst bis die Sonne sinkt und das erste milde Maillischen des Spätnachmittags über Hang und Wiesen streicht, wird aufgehoben. Dann werden Korb, Plaid und geleerte Flaschen in den Rucksack gestopft, man wandert noch ein oder zwei Stunden und kehrt schließlich mit rotgebräunten Backen, blanken Augen und erfrischem Gemüt heim, mit der bestimmten Absicht, die Rucksack-Frühlingssahrt allsonntäglich wiederholen.